

Lance Tschannen zum Gedenken

Autor(en): **Lichtenhahn, Ernst**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Sinfonia : offizielles Organ des Eidgenössischen Orchesterverband = organe officiel de la Société fédérale des orchestres**

Band (Jahr): **10 (1984)**

Heft 3

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

von Musik hat schon Goethe beschrieben. Dem ihm auf dem Klavier vorspielenden Felix Mendelssohn ruft er zu: «Du bist mein David, sollte ich krank und traurig werden, so banne die bösen Träume von mir, ich werde auch nie wie Saul den Speer nach dir werfen.»

Die Musiktherapie in der Medizin ist eine junge Wissenschaft, die, wie eine kürzliche Umfrage von Monika Müller-Golder ergeben hat, bei den Schweizer Ärzten noch wenig bekannt ist. Am Kongress für Musiktherapie in Heidelberg wurde sie folgendermassen definiert: «Musiktherapie ist die gezielte Anwendung der Musik oder der musikalischen Elemente, um therapeutische Ziele zu erreichen: Wiederherstellung, Erhaltung und Förderung seelischer und körperlicher Gesundheit. Durch Musiktherapie soll dem Patienten Gelegenheit gegeben werden, sich selbst und seine Umwelt besser zu verstehen, sich in ihr freier und effektiver zu bewegen und eine bessere physische und psychische Stabilität zu entwickeln. Um dies zu erreichen, verfolgt der geschulte Musiktherapeut die Behandlungsziele, die mit dem behandelnden Arzt zusammen mit dem Patienten entwickelt werden.» Ein wichtiges Element der Musiktherapie ist das sogenannte Isoprinzip. Jeder Mensch besitzt von seiner vorgeburtlichen Klangwelt und der Klangwelt, die er sich bis zum gegenwärtigen Alter erworben hat, einen bestimmten inneren Klang und eine innere Bewegung, die ihn charakterisieren. Der Musiktherapeut versucht nun z. B., mit einem Instrument, den Klang, den Rhythmus und das Tempo zu finden, welche mit der inneren Bewegung und dem inneren Klang des Patienten zusammenfallen. Dadurch schafft er einen Kommunikationskanal, der nicht verbal, das heisst nicht wortgebunden ist. Diese nicht verbale Kommunikation ist bei Patienten, bei denen eine verbale Kommunikation gestört ist, wie z. B. bei akuten Depressionszuständen, aber auch bei gewissen Neurosen, sehr wertvoll. Diese Patienten erhalten durch aktives Musizieren die Möglichkeit, ihre Gefühle und Ängste auszudrücken. Der Weg zu einer späteren, gesprächstherapeutischen Behandlung kann dadurch angebahnt werden. Musiktherapie muss so nicht als Einzelmassnahme, sondern immer als Glied im gesamten medizinischen Behandlungsplan, in welchen z. B. das zwischenmenschliche Gespräch, die Physiotherapie und gelegentlich auch die Medikamenteneinnahme gehören, betrachtet werden.

VI

Der Anwendungsbereich der Musiktherapie ist sehr breit gefächert. Sie eignet sich für Entwicklungsstörungen des Kindes über viele psychische Erkrankungen, bis zur Behandlung von Kranken im Altersheim. Grundsätzlich wird aber überall die gemeinsame Auseinandersetzung mit den seelischen und körperlichen Schwierigkeiten des Patienten durch musikalische Mittel angestrebt.

Die antriebsfördernde Wirkung durch Musik beruht nach Hermann Rauhe im melodischen Bereich in Dreiklangbrechungen, Sext- und Septsprüngen. Sextsprünge finden sich z. B. in bekannten Schlagnern wie «Ein Prosit der Gemütlichkeit» oder «Du kannst nicht treu sein». Zu den antriebsfördernden Strukturen im rhythmischen Bereich gehören nach Rauhe z. B. Synkopen oder Wiederholung eines kurzen prägnanten, rhythmischen Motivs. Um die graue Theorie etwas zu unterbrechen, möchte ich Ihnen ein kurzes Betyarenlied von Belá Bartók vorspielen, in dem Sie solche rhythmische Wiederholungen vorfinden.

Der entspannende und auch schmerzlindernde Effekt der Musik (sogenannte Audioanalgesie) findet Verwendung in der Narkose, der Geburtshilfe, der Zahnheilkunde und allgemein in der Psychiatrie und in der Medizin, als vor-

bereitende Massnahme für eine verbale Therapie. Die Musik hat zuerst eine beruhigende Funktion für solche, die sich von einer psychiatrischen Behandlung bedroht fühlen. Eine Vertiefung der Entspannung wird durch Kombination von autogenem Training und Musik erreicht. Yehudi Menuhin hat in seiner Schule in London die günstige Kombination von Musik und Gymnastik dazu benutzt, um der Müdigkeit vorzubeugen. Wohltuend und wesentlich für das biologische Gleichgewicht des Menschen ist auch die richtige Folge von Spannung und Entspannung, wie wir sie überall in der klassischen Musik vorfinden. Dazu einige Takte aus dem letzten Satz der f-moll-Sonate op. 2 Nr. 1 von Ludwig van Beethoven. Das Thema bringt nach einem Moment der Spannung sofort eine Entspannung.

Professor Harm Willms, Facharzt für Psychiatrie, berichtet von einem 35jährigen Junggesellen, der sich jeweils für Situationen mit Ärger, Enttäuschung und Verkrampfung mehrere Einheiten mit je drei Musikstücken zusammengestellt hatte. Die drei Musikstücke hatten dabei folgende Bedeutung:

1. Ich komme niedergedrückt nach Hause und habe niemanden, um mich auszusprechen; die Musik soll mich beruhigen, meine Gedanken auf friedliche Ziele lenken.
2. Die Entkrampfung wirkt; ich entspanne und gewinne neue Interessen an dem freundlichen Aspekt des Lebens.
3. Neuer Frohmut beflügelt mich. Mein Unternehmungsgeist ist wieder geweckt.

Als erstes Musikstück wählte der Patient meistens ein Largo oder Adagio von Händel oder Bach, als zweites ein Andante von Mozart und als drittes ein mit Bläsern besetztes Volksmusikstück. Später heiratete der Mann. Seitdem, so berichtet er, habe er alles nicht mehr nötig, denn jetzt könne er sich mit seiner Frau aussprechen. Ein ausgeklügeltes, musiktherapeutisches System war hinfällig geworden durch die Möglichkeit der Aussprache.

Nach harter Arbeit im Spital spiele ich gerne das Ges-Dur-Impromptu von Franz Schubert. Meiner Ansicht nach übt es einen besonders entspannenden Effekt aus. Man könnte dieses Musikstück als eine Liebeserklärung, einen meditativen Monolog oder als eine Bitte an ein höheres Wesen auffassen. Hören wir den Anfang dieses Abendgebetes.

VII

Damit möchte ich zur Verhütung von Krankheiten mit Musik überleiten, dem letzten, aber vielleicht wesentlichsten Punkt meiner Ausführungen. Doktor John Diamond, Psychiater und Präventivmediziner in New York, schreibt in seinem Buch «Lebensenergie und Musik»: «Grundsätzlich besteht die therapeutische Wirkung der Musik darin, dass sie die Lebensenergie stärkt, die Wirkung von Stress und schädlichen Reizen abschwächt und die inneren Heilkräfte fördert.» Wie wir gesehen haben, führt starker psychischer Stress, wie Verlust eines sehr nahestehenden Verwandten oder Freundes, zu messbaren Abnahme des Abwehrsystemes im Organismus und dadurch vermehrt zu Infektionen. Ein herabgesetztes Abwehrsystem vermag aber nicht nur entzündungsfördernde Stoffe, sondern auch andere Gefahrenelemente, wie z. B. Krebszellen, nicht mehr zu eliminieren. Herabsetzung von Stress durch Musik bedeutet deshalb auch Verhütung von Krankheiten. Statistiken haben gezeigt, dass z. B. Chefdirigenten und Pianisten bedeutend älter werden als die Durchschnittsbevölkerung. Für Martin Luther ist die Musik «die Kunst der Propheten, die einzige Kunst, welche den Aufruhr in der Seele besänftigen kann; sie gehört zu den herrlichsten und kostbarsten Gaben, die uns Gott geschenkt hat». Wilhelm Revers, Rektor der Salzburger Universität und Di-

rektor des «Institutes für experimentelle Musikpsychologie der Herbert von Karajan-Stiftung», macht auf die Bedeutung der Musik für die Entwicklung der Phantasie und Intelligenz des Kindes auch im schulpflichtigen Alter aufmerksam, was empirische Untersuchungen aus seinem Institut beweisen. In seinem 1978 bei Rowohlt erschienenen Buch «Die Kunst, sich musikalisch auszudrücken» schreibt Friedrich Klausmeier: «Musik ist der intensivste emotionale Ausdruck, den sich Menschen in ihrer Kultur geschaffen haben. Ohne Musik verliert der Mensch sein psychisches Gleichgewicht und seine psychosomatische Harmonie.»

VIII

Wenn ein Arzt zu Musikern und Musikfreunden spricht, dann muss er sich hier auch an unsere politischen Behörden wenden, die mit Recht mit allen Mitteln die Kostenexplosion im Gesundheitswesen einzudämmen versuchen. Die Unterstützung der musiktreibenden Vereine wie des Eidgenössischen Orchesterverbandes und die Förderung des Musikunterrichtes im allgemeinen gibt unseren Politikern Gelegenheit, Gesundheitsprophylaxe an der Wurzel der menschlichen Existenz zu treiben, ein Problem zu lösen, von dem letztlich das Fortbestehen unserer Gesellschaft und die Erhaltung unserer Lebensqualität abhängen. Shakespeare's Worte aus dem «Kaufmann von Venedig» sollten uns allen Aufforderung und Warnung bedeuten:

*Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst,
den nicht die Eintracht süsser Töne rührt,
taugt zu Verrat, zu Räuberei und Tücken.
Die Regung seines Sinns ist dumpf wie die Nacht,
sein Trachten düster wie der Erebus,
trau keinem solchen: Horch auf Musik.*

Joseph Escher

Lance Tschannen zum Gedenken

Vorbemerkung der Redaktion

Die ausserordentliche Delegiertenversammlung des Schweizer Musikrates tagte am 30. Mai 1984 in Bern, um für den am 6. April verstorbenen Präsidenten einen würdigen Nachfolger zu wählen. Der Vizepräsident, Prof. Dr. Ernst Lichtenhahn, hielt zu Beginn der Versammlung folgenden Nachruf. ED. M. F.

Mitten heraus aus seiner reichen und vielfältigen Tätigkeit im Dienste der Schweizer Musik und Kulturpolitik verstarb am 6. April 1984 in Bern Lance Tschannen im Alter von 62 Jahren infolge eines plötzlichen Herzversagens.

Schon während seines Volkswirtschafts-Studiums begann Lance Tschannen journalistisch zu arbeiten, und bereits 1945 trat er beim Schweizerischen Kurzwellendienst, dem heutigen «Schweizer Radio International», als Mitarbeiter und Leiter des englischsprachigen Programms ein. Bis zu seinem Tode blieb er im Dienste dieser Organisation, seit 1969 als Leiter der Abteilung Kultur und Dokumentarprogramme. Hier gestaltete er unzählige Sendungen, jahrelang sein «Jazz-Panorama», dann aber auch die Reihe «Musica Helvetica», durch die die schweizerische Musik sämtlicher Arten und Gattungen über mehr als 500 Radiostationen in alle Welt getragen wurde. Dem Jazz galt sein besonderes Interesse, das er als Präsident der Swiss Jazz School, die er mit aufgebaut hatte, bis zuletzt dokumentierte. Döchle auch der

Volksmusik unseres Landes war er in den letzten Jahren, besonders als Mitbegründer und Präsident der Gesellschaft für die Volksmusik in der Schweiz, eng verbunden.

Als vor einigen Jahren der Schweizer Musikrat in eine tiefe Krise geriet und allenthalben seine Auflösung erwartet wurde, da war es klar, dass ein Neubeginn nur möglich wäre, wenn es gelänge, die Persönlichkeit zu finden, die mit Kompetenz und Geschick zu Werke gehen könnte. Erforderlich war jemand, der den zahlreichen Verbänden mit ihren unterschiedlichen Einzelinteressen begreiflich machen würde, dass es im Rahmen schweizerischer Kulturpolitik durchaus gemeinsame Anliegen gibt, dass mit gegenseitiger Hilfe und mit Zusammenarbeit mehr erreicht werden kann, als mit Abkapselung und Alleingang. Mit Lance Tschannen wurde diese Persönlichkeit gefunden. Er brachte in ganz hohem Masse die Kenntnisse und persönlichen Eigenschaften mit, die nottaten: zunächst einmal einen ausgeprägten Sinn für die Einheit in der Vielfalt der Musik, dass nämlich über alle stilistischen und konventionellen Grenzen hinaus das menschliche Bedürfnis zur musikalischen Äusserung und Selbstverwirklichung eines ist, in der Volksmusik, im Jazz und in der sogenannten klassischen Musik. Diese Einsicht in die Einheit der Musik war für Lance Tschannen aber nicht theoretische Erkenntnis, sondern praktische, gelebte Erfahrung aus jahrelanger Tätigkeit in den verschiedensten Sparten. Dann brachte Lance Tschannen mit: das kulturpolitische Engagement, das organisatorische Geschick, den Realismus, ohne den sich die idealste Liebe zur Musik nicht verwirklichen lässt in der modernen, verwalteten und technisierten Gesellschaft. Im Umgang mit den Vereinen und Verbänden hat sich dieser Realismus ebenso bewährt wie im Verkehr mit den Behörden. Und schliesslich brachte Lance Tschannen mit: die Kraft einer ganz starken persönlichen Ausstrahlung, die Heiterkeit und Unmittelbarkeit in der Begegnung, den Optimismus und die Überzeugungskraft – Eigenschaften, die den Dialog förderten, die manchem gelegentlich unbequem sein mochten, die vor allem aber doch dazu angetan waren, eine Atmosphäre der Geselligkeit, der Sicherheit und Zuversicht zu schaffen.

Lance Tschannen hat es verstanden, das, was er solchermassen ins Präsidium des Schweizer Musikrates mitbrachte und was er sich in diesem Rahmen vornahm, in die Tat umzusetzen. Er war – um ganz wenig zu nennen – massgeblich an der Vorbereitung und Durchführung des Zofinger Tonkünstlerfestes beteiligt, das zu einer Begegnung verschiedenster Arten von sogenannter «U»- und «E»-Musik wurde und damit eben jene Einheit der Musik unter Beweis stellen wollte. Er verschaffte den Vereinen und Verbänden die Zugangsmöglichkeit zur Musikmesse in Lausanne und damit eine Gelegenheit, Kontakte zu schaffen und sich öffentlich zu dokumentieren. Und schliesslich verhalf Lance Tschannen dem Musikrat zu jener für sein Gedeihen notwendigen kulturpolitischen Verankerung, indem er mit seinem Sekretariat die Koordination für die Schweizer Beiträge zum Europäischen Jahr der Musik 1985 übernahm – für die Schweizer Beiträge, die er selber durch eigene Ideen reich befruchtete hat. Damit haben sich Wege in die Zukunft geöffnet.

Es wird schwer sein, mit der Lücke, die durch Lance Tschannens Tod entstanden ist, fertig zu werden. Es bleibt sein Vorbild, und es bleibt die Hoffnung, dass es gelingen möge, die Arbeit des Musikrates fortzuführen im Geiste von Lance Tschannens Ideenreichtum, seiner Fähigkeit, Ideen zu verwirklichen, seiner Überzeugungskraft, seines Optimismus' und seiner Liebe zur Musik.

Ernst Lichtenhahn

Albert Häberling zu Ehren

Musikdirektor Albert Häberling spielte als Dirigent, Komponist und Musikpädagoge eine grosse Rolle im schweizerischen Blasmusikwesen. Sein Ruf drang sogar bis ins Ausland. Uns wurde er vornehmlich bekannt dank seiner Tätigkeit als Programmgestalter bei Radio DRS, Studio Zürich. Er war dort für Blas- wie für Chormusik zuständig und nahm sich in den letzten Jahren auch noch der Liebhaberorchester an. Seine Versetzung in den Ruhestand auf Ende September 1984 veranlasst uns, ihm zu Ehren in der «Sinfonia» ein verdientenes Denkmal zu setzen.

Der Lebenslauf

Wie wir der «Schweizerischen Blasmusikzeitung» Nr. 2/1980 entnehmen, ist aus Anlass des 60. Geburtstages des zu Ehrenden von der Stadtmusik Uster und dem Komitee «Festliche Musiktage» in Zusammenarbeit mit Professor Fritz Thelen (Lindenberg/Allgäu BRD) eine kleine Broschüre im Druck erschienen, die das Wirken und Schaffen Albert Häberlings würdigt. Dem in der erwähnten Zeitschrift reproduzierten zusammenfassenden biografischen Abschnitt entnehmen wir folgendes:

Albert Häberling wurde am 5. September 1919 in Affoltern am Albis geboren. Die Eltern bewirtschafteten einen Bauernhof. Der Vater war ein begeisterter Trompeter im örtlichen Musikverein und später auch beim Militär. Als der Sohn, eines von fünf Geschwistern, die Primarschule beendet hatte, zog die Familie nach Mettlen im Kanton Thurgau. Dort trat Albert Häberling, der inzwischen die Grundbegriffe des Trompeten- und Klarinettenspiels gelernt hatte, als aktiver Bläser in den Musikverein ein. Neben der Sekundarschule nahm er nun auch an Dirigentenkursen teil, und zwar bei Heinrich Steinbeck, dem Hannoveraner Militärmusiker, der seit 1912 in der Schweiz wirkte und dessen Blasmusikkompositionen unentbehrliche Bestandteile aller Kapellen geworden sind. Das Gegenstück zu dem in der Ostschweiz wirkenden Heinrich Steinbeck war Carl Friedemann, der auch seit 1912 die Stadtmusik Bern leitete. Musik wurde nun Albert Häberlings Lebensziel, obwohl er zunächst in die militärische Laufbahn eintrat und wie der Vater Trompeter wurde. Bald darauf begann der junge Militärmusiker ein zwölf Semester dauerndes Studium an der Zürcher Musikakademie, das er mit einer gleichzeitigen Halbtagesbeschäftigung bei den Gemeindewerken von Flawil SG selbst finanzierte (Werkstudent). In Zürich war er Schüler von Robert Blum in Kontrapunkt und Kompositionslehre. Weitere Fächer waren Chor- und Blasmusikdirektion bei Hans Lavater und Ernst Lüthold, Schulgesang bei Jakob Spörrli sowie Dirigieren und Instrumentationslehre bei Volkmar Andreae und Hans Rogner. 1954 holte sich die 50 Mitglieder zählende «Harmonie» (seit 1971: «Stadtmusik») Uster Albert Häberling als ihren neuen Dirigenten. Dies war der Beginn einer bis heute andauernden ungewöhnlich fruchtbaren und in mancher Beziehung erneuernden Zusammenarbeit. Albert Häberling war aber nicht nur von der Ausbildung und der persönlichen Prägung her ein ausgezeichnete Blasmusikfachmann. Er brachte auch einen Tatendrang und ein Durchsetzungsvermögen mit, die als ungewöhnlich bezeichnet werden müssen. Er setzte sie ein in der intensiven Bläuserschulung und in der unbedingten Verteidigung der originalen Blasmusik. Mit einem Teil der Usterer Musiker und weiteren Amateurbläsern aus der Region Zürich gründete er 1958 das Zürcher Blasorchester, ein zweites fortan unter seiner Leitung stehendes Ensemble. Dieses erreichte infolge seiner Schulung bald ein Höchstmass an instrumentaler Versiertheit und ist das Blasorchester geworden, mit dem er bei Radio Zürich

den grössten Teil seiner regelmässigen Sendungen bestritt. Der Name Albert Häberlings wird nicht nur heute, sondern auch in Zukunft am meisten mit den «Festlichen Musiktagen von Uster» in Zusammenhang gebracht. Dieses Blasmusikforum, das er 1958 ins Leben gerufen und zunächst in zweijährigem, dann in dreijährigem Turnus abgehalten, war anfangs eine schweizerische Bühne für neue Blasmusik in besonders guten Aufführungen. Aber schon in den 60er Jahren gedieh das Festival zu einer internationalen Angelegenheit, bei der vertreten zu sein für Blasorchester und Blasmusikkomponisten etwas Besonderes bedeutete. Von Mal zu Mal weitete sich der Kreis, aus dem Neuschöpfungen und Orchester kamen. War er vorerst noch europäisch, so kamen bald interkontinentale Verbindungen dazu, die sich vor allem nach den USA und Japan erstreckten. Für den Musiker und Organisatoren Albert Häberling brachte das viele Einladungen ins Ausland mit sich, so 1977 an die «Hochschule für Musik und darstellende Kunst» in Graz, 1978 an die «Trossinger Bundesakademie für musikalische Jugendbildung» und 1979 schliesslich nach Japan. Ein Höhepunkt im Leben und Wirken Albert Häberlings war während der «Festlichen Musiktage» 1977 die Verleihung des «Stephan Jaeggi-Preises» für sein kompositorisches Schaffen und für die Verdienste um die schweizerische Blasmusik im allgemeinen.

Das Radiomusizieren der Liebhaberorchester

Unter Radiomusizieren verstehen wir im Schosse der EOJ die Möglichkeit für die Liebhaberorchester, im Programm der Radiosendungen irgendwie berücksichtigt zu werden. Während Blasmusiken und Chöre seit Bestehen des schweizerischen Radios in dessen Sendungen unter der Etikette «Volksmusik» ohne weiteres auftreten durften, wurde dies den Liebhaberorchestern mit klassischer Streicher- und Bläserbesetzung verwehrt. Diese ungleiche Behandlung und Hintansetzung kam erstmals an der 19. Delegiertenversammlung des EOJ vom 7. Mai 1939 in Solothurn zur Sprache. Der Schreibende wurde schon damals beauftragt, eine Eingabe an die Generaldirektion der Schweizerischen Rundspruchgesellschaft (SRG) zu entwerfen. Der Eingabe war leider kein Erfolg beschieden. Der Text erschien später in der «Sinfonia» 1941. Die Sache kam jedoch nicht zur Ruhe. Die Orchestergesellschaft Luzern unternahm 1944 einen weiteren, aber ebenso erfolglosen Vorstoss. An der 35. Delegiertenversammlung vom 20. März 1955 in Bellinzona griff das Orchester des Kaufmännischen Vereins Zürich das Problem wieder auf. In der Einstellung der SRG hatte sich nichts geändert. Es ist das Schicksal der Liebhaberorchester, dass sich der Gegensatz zwischen Berufs- und Liebhabermusikern ausgerechnet nur in Orchestervereinen so krass auswirkt. Bei den Chören und Blasmusiken ist dem nicht so, weshalb man ihnen den Platz am Radio nicht streitig macht.

Die Tätigkeit des Schweizer Musikrates (SMR), der sich vor allem für die Interessen der Berufsorchester und des Musikhandels einsetzt, war für die Liebhaberensembles von geringer Bedeutung. Keine Regel ohne Ausnahmen! Als Vertreter des EOJ im Exekutiv-Ausschuss des SMR hatte der Schreibende Gelegenheit, mit Dr. Fritz Ernst, Radiodirektor DRS in Basel, eine Besprechung des besuhten Problems zu vereinbaren. Sie fand am 25. März 1972 statt. Der Vertreter von Radio DRS zeigte sich grundsätzlich gewillt, etwas für das Liebhabermusizieren als sinnvolle Freizeitbeschäftigung zu tun. Seine Ausführungen waren jedoch reichlich verklausuliert.

Nach einer längeren Pause befasste sich der EOJ erneut mit dem Problem der ungleichen Behandlung der Liebhaberorchester durch das